



Glaubenssachen

Sonntag, 4. Juni 2023, 08.40 Uhr

Trinitatis, Dreieinigkeit oder Dreifaltigkeit?
Wie Gottesbilder ins Fließen kommen
Von Christoph Störmer

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Das christliche ABC war nie einfach. Wie etwa soll der Glaube an einen allmächtigen Gott mit dem Glauben an einem verwundbaren, ja: gekreuzigten Gott vereinbar sein? Das war, wie schon Paulus notierte, für die jüdische Umwelt ein Skandal, für die griechische und römische eine Torheit. (Vgl. 1. Kor. 1,23) Geradezu bizarr erscheint die christliche Zahlenlehre: $1 + 1 + 1 = 1$. Wie bitte? Gott soll drei in eins sein? Da mag mancher vom Glauben abfallen, ehe er oder sie es probiert hat.

Und doch ist die Formel vom dreieinigen Gott präsent und ja, noch immer wirkmächtig. Tausende kommen auf den Petersplatz, Millionen in aller Welt schalten den Fernseher an, wenn der Papst, wie jüngst am Osterfest, seinen Segen „Urbi et Orbi“, der Stadt und dem Erdkreis, spendet. Begleitet vom dreimaligen Zeichnen des Kreuzes segnet der Bischof von Rom die ganze Welt im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

In keinem christlichen Gottesdienst fehlt eine trinitarische Formel, sei es bei der Begrüßung, beim Glaubensbekenntnis, bei der Taufe. Die mit dem Kreuzzeichen bekräftigte Formulierung ist ein Erkennungszeichen und will ein Statement sein: Der Prediger, die Pastorin, spreche hier nicht in eigener Sache, sondern will Mittler und Stimme einer größeren Kraft sein. Doch versteht das heute noch jemand? An vielen Zeitgenossen prallen Formel und Geste ab, wie leere Worthülsen. Verschanzt sich da womöglich jemand hinter einer erstarrten Kirchensprache?

Und manche fragen sich: Sollte man die Trinitätslehre, die sich auf Konzilen im vierten nachchristlichen Jahrhundert heraus-bildete und die mit aus heutiger Sicht absurd erscheinenden Streitereien verbunden war, nicht ad acta legen? Zumal sie explizit in der Bibel nicht vorkommt? Wen interessieren dogmatische Spitzfindigkeiten noch, etwa, ob der Sohn vom Vater geschaffen oder gezeugt wurde, ob der Geist aus dem Vater oder dem Sohn hervorging – oder aus beiden, ob alle gleichberechtigt sind oder ob es eine Hierarchie gibt zwischen den dreien?

Wer will das verstehen – dazu gibt es im deutschen Sprach-gebrauch auch noch drei Namen für den heutigen Sonntag: „Tag der Heiligen Dreifaltigkeit“ oder „Dreieinigkeitsfest“, manchmal auch nur „Trinitatis“. Für die evangelischen Kirchen beginnt heute der längste Abschnitt im kirchlichen Festkalender, es folgen nun über 20 Sonntage „nach Trinitatis“, bis in den November hinein.

Jürgen Moltmann, der mit seiner „Theologie der Hoffnung“ berühmt wurde, und der später seine Gotteslehre mit „Der gekreuzigte Gott“ und „Kirche in der Kraft des Geistes“ fortsetzte, konstatierte vor über 40 Jahren:

„Viele halten die theologische Trinitätslehre für eine Spekulation für theologische Spezialisten, die mit dem wirklichen Leben nichts zu tun hat.“ Dem widerspricht er in seinem Werk „Trinität und Reich Gottes“ leidenschaftlich. Die Kirche sei noch gefangen in einem „klerikalen Monotheismus“:

Moltmann schreibt:

„Die Vorstellung vom allmächtigen Weltenherrscher gebietet überall untertänige Knechtschaft. ... Nur wenn die Trinitätslehre die monotheistische Vorstellung vom großen Weltmonarchen im Himmel und vom göttlichen Weltpatriarchen überwindet, finden die Herrscher, Diktatoren und Tyrannen auf der Erde keine rechtfertigenden religiösen Archetypen mehr. ... Die christliche Trinitätslehre vereint Gott, den allmächtigen Vater, mit Jesus, dem hingegebenen Sohn, den die Römer gekreuzigt haben, und mit dem lebensschaffenden Geist. ... Die Herrlichkeit des dreieinigen Gottes spiegelt sich nicht auf den Kronen der Könige und in den Triumphen der Sieger wider, sondern auf dem Angesicht des Gekreuzigten und auf dem Angesicht der Unterdrückten, deren Bruder er wurde. ... Nicht an den Spitzen des Fortschritts, sondern in den Schatten des Todes wird die Auferstehung durch die lebenerweckende Kraft des Heiligen Geistes erfahren.“

Das ist Theologie mit „Wums“. Doch leider ziemlich folgenlos.

Der auch in Deutschland populäre amerikanische Theologe und Franziskaner Richard Rohr legt nach und beklagt in seinem 2016 veröffentlichten Buch „The Divine Dance“, also „Der göttliche Tanz“, mit dem wegweisenden Untertitel „Die Trinität und deine Transformation“.

Unser kulturelles Verständnis von Gott habe sich kaum über die „Gott ist allmächtig“-Sprache hinausbewegt. Wir hätten noch immer nicht realisiert, dass göttliche Macht für immer neu definiert sei in der Trinität. Die Macht des christlichen Gottes komme von seiner Machtlosigkeit und Demut. Angemessener beschreibe man ihn als den All-Verwundbaren. Gott sei nie außerhalb der Welt, sondern immer involviert, betont Rohr. Was immer in Gott geschehe, es sei ein Flow, eine Grundströmung von Liebe, ein radikales Bezogensein, eine perfekte Kommunion innerhalb der Trinität, die uns hineinhole in einen nicht endenden göttlichen Tanz.

Eine Atempause - mit einem Ausflug in die säkulare Welt. Die hat sich den Begriff Trinität nämlich längst auf eigene, teils frivole Weise angeeignet. Das englische „Trinity“ erfreut sich großer Beliebtheit. So wurde vor ein paar Wochen eine 60 Millionen Jahre alte „Trinity“ in einem Auktionshaus versteigert. Für mehr als fünf Millionen US-Dollar kam Trinity unter den Hammer, das Skelett eines Tyrannosaurus-Rex, dessen Knochen aus drei Fundorten in den USA zusammengesetzt wurden. Auch das gab es, 1945: Im Rahmen des Manhattan-Projekts der US-Militärs, kurz vor Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki, verantwortete Robert Oppenheimer den entscheidenden Test in Neu Mexiko, dem er den Codenamen „Trinity“ gab. Viel später zu dieser Namensgebung befragt, antwortete Oppenheimer, er habe an eine Gedichtzeile gedacht: „Zerschlage mein Herz, dreifaltiger Gott“. Womöglich war er sich insgeheim von Anfang an der Hybris und des Tabubruchs bewusst, der mit dem nuklearen Urknall in die Welt kam.

Und was haben sich wohl die VW-Manager gedacht, die kürzlich in Wolfsburg das Trinity-Werk aus der Taufe hoben? Es grenzt schon an eine Portion Chuzpe, das neue Flaggschiff der Volkswagen-Elektroflotte „Trinity“ zu nennen, wohl, weil es digital, autonom und emissionsfrei fahren soll. Vielleicht passt es in eine Zeit kultureller

Aneignung, einem Auto so göttliche Weihen zu verleihen. Doch das soll hier nicht diskutiert werden.

Meine Frage ist eher: Ist ein zeitgemäßes Update auch für die Trinitätstheologie möglich? Ob ich Jürgen Moltmann lese oder Richard Rohr: Es könnte lohnen, die alte Formel zu entstauben. Ich bin überzeugt, dass ihr mehr denn je eine transformative Dynamik innewohnt.

Das zeigt auch ein Buch, das der kanadische Schriftsteller William Young zunächst privat druckte, dann aber über ein Jahr die Nummer eins der New York Times-Bestenliste wurde, auch bei uns stand es über Monate ganz oben. Das Buch brachte es bis 2016 weltweit auf über 22 Millionen Verkaufsauflage und, na klar – inzwischen wurde es auch verfilmt: „The Shack – Die Hütte“: Ein von einem Gewaltverbrechen heimgesuchter Vater wird durch ein anonymes Schreiben ausgerechnet in die Hütte eingeladen, in der die Tochter ermordet wurde. Am Ort des Grauens angekommen, überwältigt vom Hass auf den unbekanntenen Mörder, verwandelt sich vor seinen Augen das Holzhaus im Wald plötzlich in ein einladendes Domizil, in dem er Gott begegnet, verkörpert in drei Personen. Gott der Vater erscheint als fürsorgliche Afro-amerikanerin, die sich von ihm „Papa“ nennen lässt und in der Küche arbeitet, Jesus Christus als hebräischer Handwerker, der oft in seiner Werkstatt zu tun hat, und der Heilige Geist als asiatische Frau mit Namen Sarayu – was Wind bedeutet – , die kümmert sich um den Garten. Ein Wochenende lang wird in dieser besonderen Wohngemeinschaft die Theodizee-Frage traktiert – also: Wie kann Gott all das Böse zulassen.

In unserem Kontext ist interessant, wie divers Gott „überkommt“. Gottvater – wir kennen ihn eher als alten weißen Mann mit Rauschebart. Doch die patriarchale Welt ist ein Auslaufmodell, hoffentlich. Ein Blick auf die erste Seite der Bibel zeigt, dass von Anfang an etwas schief gelaufen sein muss mit unserem Gottesbild. Wenn Gott, wie es in Genesis 1 heißt, den Menschen zum Bild Gottes schuf, nämlich als Mann und Frau, dann wäre die Gottheit folgerichtig männlich und weiblich oder divers. Was spräche dagegen, Gott sich auch mal als Afroamerikanerin vorzustellen? Und die Heilige Geistin? Im Hebräischen ist das entsprechende Wort „ruach“ weiblich. In der christlichen Ikonographie wird sie als Taube dargestellt – irgendwie verharmlosend und herabsetzend innerhalb des trinitarischen Gefüges. Jesus beschrieb sie einmal als anarchische, unberechenbare Kraft, bei der man nie wisse, woher sie komme. Sie sei dem Wind vergleichbar, und der weht eher außerhalb heiliger Gemäuer. Kurz und gut: Das Buch „The Shack – Die Hütte“ leistet bei aller berechtigten theologischen und literarischen Kritik eine wünschenswerte Dekonstruktion einer starr gefügten hierarchischen Trinität.

Nachdem bislang das Umfeld etwas gesichtet wurde, komme ich nun zur trinitarischen Urszene in der hebräischen Bibel. Sie wurde später vom Christentum übermalt und umgedeutet. Das Buch Genesis (1. Moses 18) erzählt: Bei brütender Mittagshitze sitzt Abraham im Eingang seines Zeltens. Da erscheint ihm Jahwe.

„Als er seine Augen aufhob und sah, siehe, da standen drei Männer vor ihm.“

Abraham läuft seinen Gästen entgegen, verneigt sich und lädt sie ein: orientalische Gastfreundschaft. Er lässt seine Knechte eilig Wasser holen, um den Wanderern die staubigen Füße zu waschen. Diese werden unter einen Schatten spendenden Baum gebeten, ein zartes Kalb wird geschlachtet, ein frisches Brot gebacken.

Andrej Rublew hat die Szene Anfang des 15. Jahrhunderts unsterblich gemacht. Als „Ikone der Heiligen Dreifaltigkeit“ ging sie in die Kunstgeschichte ein, sie wird nicht nur in orthodoxen Kirchen verehrt, sondern in allen Konfessionen, in Klöstern und bei Exerzitien als Meditationsbild immer wieder neu erschlossen und angeeignet. Über das Who is who der drei gibt es unterschiedliche Interpretationen, so ähnlich sehen sie einander. Um alle drei Köpfe ein Heiligenschein, Flügel umrahmen jede Person, sie sitzen an drei Seiten eines Tisches, schauen aufmerksam, sind einander zugewandt. Als Betrachter mag man sich fragen: Ist vorn nicht noch ein Platz frei? Wartet man auf mich? Machen die Hände nicht eine einladende Geste?

Und weitere Fragen werden wach: Konstituiert sich Gott gar da, wird er lebendig und erfahrbar, wo es zur Interaktion kommt, wo man sich, zunächst einander fremd, an einen Tisch setzt, das Brot bricht, den Wein reicht, und so ins Gespräch kommt?

Gottesbegegnung en passant, beiläufig, im Vorübergehen, nicht planbar, aber doch gestaltbar, in Varianten, so bunt das Leben eben ist? Auf die Frage: Wo wohnt Gott? gibt eine chassidische Geschichte die Auskunft: Da, wo man ihn einlässt.

Immer wieder gibt es diese Szenen quer durch die Bibel. Nicht unbedingt im Tempel, im geordneten Bereich des religiösen Kultes, kommt es zu Gottesbegegnungen, sondern in einer Einöde, auf der Flucht, in traumatischen Situationen, aber auch an einem Brunnen, in einem Zelt, in einer Hütte.

The Shack, die Hütte steht durchaus paradigmatisch für ein Bild, das auch in der hebräischen Bibel und im Neuen Testament gezeichnet wird. Der Seher Johannes beendet sein apokalyptisches Buch mit einer Vision:

*„Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden seine Völker sein, ... und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen ...“
(Offenbarung 21, 3f.)*

Das mystische Judentum und die rabbinische Tradition sprechen bis heute von der Einwohnung Gottes, der Schechina, als Inbegriff der Gegenwart Gottes.

Es gibt ein Trinitätslied im Evangelischen Gesangbuch, dessen markanter Refrain, der sich noch in Bach-Kantaten findet, leider verändert wurde. In allen drei Strophen hieß es geradezu beschwörend: „Gott der Vater wohn uns bei ..., Jesus Christus wohn uns bei ..., Heilig Geist, der wohn uns bei ...“. Eine Gesangbuchrevision ersetzte das Verb durch das eher statische, jede Sinnlichkeit und Gastfreundschaft tilgende „Gott der Vater steh uns bei.“ Die Dreifaltigkeit als Rechtsbeistand – nun ja, das ist ja nicht verkehrt. Doch dynamischer, umfassender und auch biblischer ist allemal die Wohn-

und Tischgemeinschaft, bei der Füße gewaschen, ein frisches Brot gereicht und Tränen getrocknet werden.

So beginnt auch – zumindest im Johannesevangelium – die erste Gruppe von Followern sich um Jesus zu gruppieren. Vom Täufer Johannes auf Jesus aufmerksam gemacht, folgen ihm einige neugierig und zögernd:

„Jesus aber wandte sich um und fragte sie: ‚Was sucht ihr?‘ Sie aber antworteten ihm: ‚Rabbi, wo wohnst du? Wo ist deine Herberge?‘ Er sagte zu ihnen: ‚Kommt, und ihr werdet sehen!‘ Sie kamen und sahen’s und blieben an diesem Tag bei ihm.“ (Joh. 1,38f.)

Und wohl auch die Nacht, denn der Evangelist vermerkt, dass es bereits die zehnte Stunde war. Mag sein, dass Jesus ein Mahl bereitet hat. Zumindest scheinen seine Gäste auf den Geschmack gekommen, tags darauf folgen ihm einige, weitere gesellen sich dazu, die kleine Wanderkommune macht sich gemeinsam auf den Weg.

Abgesehen davon, dass uns heute mehr Neugier auf das Fremde und offene Häuser und Türen gut täten - in einer Zeit, in der oft mehr übereinander statt miteinander geredet wird: Das Konzept einer Trinität, nämlich, dass Gott sich nicht monologisch, sondern dialogisch, mehr noch, im Dialog sehr unterschiedlicher Kräfte vermittelt, müsste jedem Besserwissentum und Fundamentalismus den Boden entziehen.

Wir alle neigen wohl zu Vereinfachungen, wünschen uns bisweilen klare Antworten ohne Wenn und Aber. Besonders in Zeiten von Angst und Verunsicherung schlägt daher die Stunde von Demagogen und Rattenfängern. Auch die Hardliner aller Religionen wittern ihre Chance und locken in die fundamentalistische Falle. Einfalt schlägt Vielfalt.

Schade. Denn ein einfältiges Gottesbild führt schnell in die Enge, in Zwänge. Ein sich entfaltendes, ob dreifältig oder vielfältig, dagegen löst Fesseln und befreit. Eine weitere Urszene dazu überliefert das Exodusbuch (2. Mose 3): Moses treibt seine Herde über die Steppe hinaus und sieht einen Dornbusch, der brennt, aber nicht verbrennt. Moses tritt näher, spürt, da ist etwas im Busche. Er hört eine Stimme und wird beauftragt, nicht länger zu fliehen, sondern sich seiner Lebensaufgabe zu stellen. Er soll zurückgehen nach Ägypten, den Pharaoh konfrontieren und Freiheit einfordern: Let my people go! Moses will wissen, wer hier spricht. Die Antwort ist geheimnis-voll: „Ich bin, der ich sein werde“. Da sei ein Gott, der sich mit ihm auf den Weg mache, sich dort entfalten und erweisen werde.

In dieser frühen, archaischen Szene wird eine Tendenz sichtbar, ein Gefälle: Eine Gottheit, die nicht länger oben und außen zu verorten ist, sondern die runterkommt, die mitgeht und mitnimmt. Dieses Gefälle bekommt im christlichen Konzept eine radikal bestürzende und provozierende Pointe: Der Mensch gewordene, runtergekommene Gott ist der ohnmächtig ausgelieferte, der gekreuzigte Gott.

Diesen Weg mitzugehen führt über die „Tränengrenze“. Hilde Domin formuliert empathisch so:

„Wir werden durchnässt / bis auf die Herzhaut“.

Der Wunsch, verschont zu bleiben, taugt nicht. Was aber taugt – und damit deutet sie Ostern und die Auferstehung an:

„Es taugt die Bitte / dass wir aus der Flut / dass wir aus der Löwengrube und dem feurigen Ofen / immer versehrter und immer heiler / stets von neuem / zu uns selbst / entlassen werden.“

Was Hilde Domin, die vor den Nazis ins Exil fliehen musste und dabei die Tränengrenze und die Todeszone selber durchlitten hat, so poetisch formuliert, führt in die Sphäre der dritten, der spirituellen Gottesdimension. An Pfingsten, also dem Sonntag vor Trinitatis, wird der Moment gefeiert, an dem der Auferstandene gleichsam in der Psyche, in der Seele ankommt bei der traumatisierten Anhängerschaft des Gekreuzigten. Mit der Ausgießung des Heiligen Geistes lösen sich Angst und Schockstarre und weichen einem „Flow“, ein neuer Spirit ergreift die Menschen. Die dreieinige Gottheit schäumt über, verteilt sich, fließt über in Menschen hinein, wird gesellig und kommunikativ – so beschreibt es der Schweizer Pfarrer und Dichter Kurt Marti.

Spiritualität ist der Aspekt der Trinität, der heute am zugänglichsten erscheint. Als spirituell verstehen sich viele Menschen, die mit den Kirchen nichts oder nichts mehr zu tun haben. Spiritualität kann man üben – es geht ums Atmen, ums tiefe Atmen, und dabei wird mehr getankt als Sauerstoff. Eine Atem-Meditation hilft, loszulassen, zu sich zu kommen, womöglich in Gott einzutauchen, und neue Kraft zu schöpfen. Christliche Spiritualität gleicht einer Triangel – sie schwingt, ist offen, aber nicht freischwebend und beliebig, sondern stets rückgekoppelt, d.h. geerdet, in Beziehung und im Austausch mit den beiden anderen Größen der Trinität. Sie kann sich wie ein Tanz anfühlen, mal gehalten vom Schöpfer, mal verbunden mit der Weltleidenschaft des Sohnes, mal beflügelt und beseelt vom Hauch des Geistes.

* * *

Zum Autor:

Christoph Störmer, Theologe und Diplom-Pädagoge; von 2002 bis 2015 Hauptpastor an Hamburgs ältester Hauptkirche St. Petri